

Die "unentbehrlichen" Fremdwörter!

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **33 (1977)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

deshisch? Ostbengalisch wäre so einfach!), Ceylon Sri Lanka zu nennen? Die bluttriefenden neuen Herren von Kambodscha haben ihr Land in ‚Kamputschea‘ umgetauft. Werden wir uns auch diesem Unfug beugen? Dann freue ich mich auf den Tag, an dem irgendein afrikanischer Potentat seinen Staat in Nkakvipokrwambigollugollu umbenennen wird, mit der Begründung, daß dies in der Eingeborenen-sprache ‚Land des größten aller Führer ebenholzfarbiger Völker‘ bedeute. In jener Stunde, da der nkakvipokrwambigollugolluische Gesandte in Bern sein Beglaubigungsschreiben überreichen wird, werde ich mir erlauben, ein Glas Eselsmilch auf den ebenholzfarbigen Führer zu trinken...

Wolfgang E. Mildenberger

Die „unentbehrlichen“ Fremdwörter!

Sehr zum Wohl, „Hopf-in“!

In den schweren Stunden des Vaters bringt die Mutter ein Kindchen zur Welt. Wenn der Säugling nicht von Mama getrennt im Säuglingsraum sein muß, sondern bei der Mutter im Zimmer sein darf, nennt die Pflegerinnenschule in Zürich das, wie vor Tagen in einem Schreiben geschehen, „Rooming-in“.

Daraus darf geschlossen werden, daß diese Institution auch sprachlich up to date ist. Wahrscheinlich fing die Sache einst mit Drive-in-Kinos an, denen Drive-in-Banken und Drive-in-Restaurants folgten, in Texas überdies ein Drive-in-Standesamt: Verlobte fahren mit ihrem Auto beim Friedensrichter vor, der herauskommt, sich auf den Rücksitz setzt und das Paar traut.

Vor etlichen Jahren schon strahlte das Fernsehen hemmungslos ein „Swing-in“ aus. Die Studenten veranstalteten früh schon „Sit-ins“. Der Maler Salvador Dali signierte in Barcelona schon in den sechziger Jahren sein damals neuestes Buch, benützte eine lebende Meeresschildkröte als Schreibunterlage, bemalte sie anschließend mit wasserfesten Farben und warf sie, wie eine Zeitung mitteilte, nach dem „Paint-in“ ins Meer. Und in Luzern fand 1969 erstmals ein „Film-in“ statt. In der Zürcher „Platte 27“ hatten sich ein Jahr zuvor 200 Leute zu einem „Be-in“ versammelt. In Davos wurde ein „Ski-in“ veranstaltet. Ein deutsches Heft für Schüler rief einst tatsächlich zu einem „gepflegten Friedhof-go-in“ am Totensonntag auf „zu Ehren des versteinerten Establishments“.

Da kann man, die Pflegerinnenschule beweist's ja, einfach nicht mehr anders als mitmachen. Ein Dichterwettbewerb ist wohl ein „Schreib-in“. Die Sennen werden sich zum „Melk-in“ in die Ställe begeben. Der Gottesdienst wird durch ein „Church-in“ ersetzt, und die Sekretärin rufen wir zum „Tipp-in“, zum Diktat. Im Jugendhaus findet ein „Schwof-in“ statt, und man verabredet sich im Kaffeehaus zu einem „Talk-in“ oder „Schwatz-in“. Die Landbeiz veranstaltet ein „Salami-Jaß-in“ mit schönen Preisen, die Hitparade des Radiostudios wird zum „Möögg-in“, ein Jetset-Fez in St. Moritz zum „Snob-in“.

Soeben lese ich in einer Fernsehkritik: „Strapaziert bis zum Geht-kaum-noch ist auch Pflegehars amerikanischen ‚Laugh-ins‘ nachempfundene ‚Klimbim‘-Idee.“ Na also! Vielleicht ist das 100-Jahr-Jubiläum der Bier-

brauer ein „Hopf-in“, das Festbankett ein „Feed-in“ oder „Food-in“. Man lädt in die Waldhütte zum „Promille-in“ ein. Man wird gewisse Fernseh-
abende als „Sleep-ins“ bezeichnen müssen. Das Nachtlokal mit Strip-
tänzerinnen bietet Abend für Abend ein „Blutt-in“, die Arbeiter mit
Preßluftbohrern knattern, Straßen aufreißend, ein „Loch-in“, und die
Vortragsübung einer Violinistenklasse dürfte ein „Geig-in“ sein.

Ich denke noch an die Möglichkeit, aus den Tellspielen in Altdorf ein
„Antihabsburg-in“ zu machen. Oder wie wäre es mit einem „Ei-in“ statt
bloß mit Ostern? Hätte das Zürcher Knabenschießen nicht noch mehr
Erfolg, wenn es sich „Shoot-in“ nennen würde? Und was hält der Leser von
einem „Böögg-in“ anstelle des Sechseläutens?

Felix Bluntschli („Tages-Anzeiger“)

Vom Streß, in der City zu shoppen ...

Vielen Deutschen ist ihre eigene Sprache suspekt oder nicht mehr relevant,
ein Relikt, das sie am liebsten auf die Deponie werfen würden. Sie fahren
mit dem Tram zur City, um im Supercenter zu shoppen. Sie realisieren ihre
programmierten Intentionen und sehen sich dadurch immer wieder neu
mit Problemen konfrontiert, denen ökonomische und ökologische Facts zu-
grunde liegen. Sie koordinieren ihr Know-how mit der Tiwi-Information,
und wenn der Apparat kollabiert, telefonieren sie dem Expreßservice.

Sie sind zwar im Streß, aber sonst „in“; nur in bezug auf ihre Mutter-
sprache sind sie out. Aber das realisieren sie nicht. Würden sie es tun,
wäre das Erstaunen (surprise) vermutlich groß, vielleicht sogar das Er-
schrecken (dismay). Denn deutsche Sprachexperten sagen: Was unsere
Sprache angeht, gehört Deutschland zu den letzten Kolonien dieser Erde.
Denn hier wird Nachahmung (copying) ganz groß geschrieben. Viele haben
vergessen, wie vielfältig und kraftvoll, ausdrucksreich (pithy) und deutlich
ihre eigene Sprache ist.

Natürlich gibt es Bereiche, in denen die wachsende (growing) Zusammen-
arbeit auf internationalem Gebiet eine Art Einheitssprache (a kind of
uniform language) nicht nur nahelegt, sondern fast vorschreibt. Dagegen
ist nichts einzuwenden, das sagen auch die Verfechter (defenders) der
Muttersprache. Aber sie tadeln (blame) das gedankenlose Übernehmen
fremder Ausdrücke, die zudem sehr oft falsch verstanden und wiedergege-
ben werden.

Etliche Wörter und Redewendungen, die sich längst in der deutschen
Sprache eingebürgert haben, seien dem Englischen entlehnt (borrowed),
nur verstehe sie in englisch sprechenden Ländern niemand. Als Beispiele
werden Begriffe wie „Oldtimer“, „Gag“ oder „Drink in“ genannt, deren
entsprechende Begriffe in England zum Beispiel „Veteran car“, „Gimmick“
oder „Bottle party“ lauten.

Dieser Entwicklung steht eine andere entgegen: eine gewisse Aufwertung
(revalorization) des Dialekts, also der ursprünglichen Muttersprache mit
ihren ausgeprägten (distinct) Eigenheiten und ihrer Farbenfreudigkeit.

„Was haben die Deutschen eigentlich gegen ein gutes Deutsch?“, so wird
gefragt. Eine Antwort darauf dürfte schwerfallen. Vermutlich handelt es
sich um eine Zeiterscheinung. Philosophierende Experten geben die Hoff-
nung nicht auf: „Nach dem Gesetz vom Wandel von Hoch zu Tief, von Tag
zu Nacht kommt auch für die deutsche Sprache wieder eine Renaissance.“
Eigentlich müßte dafür das Wort „Erneuerung“ stehen, aber eine so strikte
„Säuberung“ der Sprache dürfte wohl ebenso übertrieben sein ...

Heinrich Helling („Aufbau“)